

ELISABETH HERRMANN

Die siebte Stunde



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Als Joachim Vernau die Möglichkeit bekommt, an einer Berliner Privatschule zu unterrichten, begegnen ihm die Schüler zunächst voller Feindseligkeit. Sie leben in einer ganz eigenen Welt, sind fasziniert von dunklen Ritualen und haben sich einem mysteriösen Rollenspiel verschrieben, das ihre Wirklichkeit zunehmend beherrscht. Vernau ahnt zunächst nicht, dass seine Schüler sich in gefährlichen Gefilden bewegen – doch dann erfährt er, dass kurz zuvor eine Schülerin Selbstmord begangen hat. Als wenig später auch noch ein Attentat auf ein Mädchen aus seiner Klasse verübt wird, entwickelt er eine Theorie, was hinter dem Schweigen der Schüler steckt. Aber da ist es fast schon zu spät, denn Vernau weiß, es wird weitere Opfer geben ...

Weitere Informationen zu Elisabeth Herrmann
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Elisabeth Herrmann

Die
siebte Stunde

Roman

GOLDMANN

Der Roman erschien erstmals 2009 im List Taschenbuch,
einem Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin.

Neuausgabe

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Februar 2016

Copyright © 2016

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Arcangel Images / Joanna Jankowska;

Getty Images / WIN-Initiative; Dragan Todorovic / Trevillion Images

CN · Herstellung: Str.

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48470-6

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



»Nicht, Fräuleinchen. Nicht doch!«

Der Pfleger will beruhigend klingen, aber die junge Frau hat Bärenkräfte. Obwohl sie angeschnallt ist und er sie im Schwitzkasten hat, befürchtet er jedes Mal aufs Neue, ihr den Kiefer zu brechen.

»Mund auf! Das hilft doch alles nichts!«

Die Krankenschwester steht daneben, das Glas mit der milchig-trüben Flüssigkeit in der Hand, und kann sich nicht entscheiden, wie sie ihr Mitgefühl verteilen soll. Da ist die Patientin, die genau weiß, was sie erwartet, und sich deshalb so wehrt. Und dort der Pfleger, ein bulliger, muskulöser Mann mit der Statur eines Kohlenträgers, der seine Arbeit tut und dem man ansieht, dass ihm nicht wohl dabei ist.

»Jetzt!«, brüllt der Pfleger.

Er reißt die Kiefer auseinander, und die Schwester schüttet den Inhalt des Glases in den Schlund. Die Patientin würgt und spuckt die Hälfte wieder aus. Sie bäumt sich auf und spürt den Schmerz ihrer Muskeln, verkrampt von den erfolglosen Versuchen, sich gegen die eng geschnallten Lederbänder an Armen und Beinen aufzulehnen, so vergeblich, so hoffnungslos, dass nicht der Schmerz, sondern die Akzeptanz seiner steten Wiederkehr ihr die Tränen in die Augen treibt.

»Ach Fräuleinchen. Fräuleinchen!«

Langsam lässt der Pfleger sie los. Er wechselt einen kurzen Blick mit der Krankenschwester und lässt die Patientin vorsichtig aus seiner Umklammerung gleiten.

»Und das geht jeden Abend so?«

Aus dem Schatten auf der anderen Seite des Zimmers löst sich eine schlanke, hochgewachsene Gestalt. Der Arzt ist neu, seit ein paar Tagen arbeitet er auf der Station und hat an diesem Fall offenbar ein ganz besonderes Interesse. Aufmerksam blättert er in der Krankenakte und tritt ein paar Schritte näher.

Die Schwester nickt und stellt das leere Glas auf dem Nachttisch ab. »Jeden Abend. Immer, wenn sie das Veronal bekommt.«

Ihr Blick fällt auf die Patientin, die zurückgesackt ist und mit leerem Blick an die Zimmerdecke starrt. Der Mund steht halb offen, die dunklen Haare kleben schweißfeucht an der Stirn. Arme und Beine zucken, Nachwirkungen der übermenschlichen Anstrengung, alldem hier zu entkommen.

Der Arzt studiert immer noch die Akte. »Und wenn Sie das Veronal absetzen?«

»Dann schläft sie nicht«, antwortet der Pfleger. »Sie geistert so lange herum, bis sie zusammenbricht, und macht alle anderen völlig verrückt.«

Das hätte er vielleicht nicht sagen sollen.

Der Arzt sieht kurz hoch. Er trägt eine runde Brille, deren Gläser das trübe Licht der Gaslampe reflektieren, man kann nicht erkennen, welchen der beiden Angestellten er gerade anblickt.

»Herr Dr. Bispinger hat fortschreitende paranoide Demenz diagnostiziert.« Die Schwester weist mit einem kurzen Nicken auf die Akte, die der Arzt gerade zuklappt und auf dem Nachttisch ablegt. »Das *Traitement moral* zeigt bisher keine Wirkung. Laxantien, Kokain sowie die üblichen Schmerz- und Fiebermittel haben sich als nicht geeignet erwiesen. Codein und Veronal sind die einzige Möglichkeit, sie zur Ruhe zu bringen. Aber diese Ruhe ...«

Sie wirft einen Blick auf die Patientin.

Langsam entspannen sich deren Muskeln. Über das verhärmte Gesicht mit den Zügen einer Todkranken huscht so etwas wie ein Lächeln. In diesem Augenblick erreicht die Droge das Gehirn, und für wenige Minuten wird das sich aberwitzig drehende Rad

im Kopf der jungen Frau zum Stehen kommen. Für einen kurzen Moment hält ihre Seele im sanften Übergang zwischen Wahn und Wirklichkeit inne, kann sich erholen von den grauenhaften Zerrbildern ihrer absonderlichen Visionen, bevor sie ankommt in der Realität.

Der Arzt tritt an die Kranke heran und fühlt ihren Puls. Dann beugt er sich über ihr Gesicht und sieht ihr in die Augen. Große, dunkle, umschattete Augen, die ihn nicht erkennen und wohl kaum etwas wahrnehmen von dem, was sich um sie herum abspielt.

»Sie ist erst siebzehn«, sagt er leise. »Und jeden Abend erlebt sie das gleiche Grauen. Ist es da nicht unsere höchste Pflicht, Mitgefühl zu zeigen?«

Er legt seine Hand auf den Unterarm der Kranken, der übersät ist mit schlecht verheilten Schrunden von den Ledergurten, mit denen sie sich jeden Abend diesen aussichtslosen Kampf liefert.

Pfleger und Schwester wechseln hinter seinem Rücken einen Blick. Arbeiten Sie erst mal ein paar Jahre in dieser Klinik, will er sagen. Dann ist der Ledergurt auch Ihr einzig zuverlässiger Kollege. Es gibt Seelen, die muss man vor sich selber schützen. All die neuen Therapien und bahnbrechenden Erfolge, von denen man hört, sie sind bei diesen Menschen vergebens.

Ein tiefer, röchelnder Atemzug steigt aus der mageren Brust der Kranken empor. Die Schwester geht zum Waschtisch, nimmt ein Handtuch und taucht es in eine Schüssel mit Wasser.

Die junge Frau beginnt, heftiger zu atmen. Leben kehrt in ihre Augen zurück, sie sieht den Arzt, erkennt das Zimmer, verkrallt die Finger in dem Bettlaken und öffnet den Mund. Aus ihrer Kehle dringt ein tiefer, unmenschlicher Schrei, der wie ein Dämon herausfährt und an den Wänden widerhallt. Er will nicht aufhören.

Entsetzt tritt der Arzt einen Schritt zurück und sieht sich Hilfesuchend nach der Schwester um. Sie eilt an das Bett und legt das feuchte Tuch auf die Stirn der Patientin.

»Jetzt geht es los«, sagt sie. »Sie werden gleich sehen ...«

»Nein!«

Das Wort, fast unkenntlich zerdehnt, gellt in ihren Ohren und wird zu einem neuen Schrei. Abgrundtiefes Entsetzen und Flehen um Erlösung zugleich. In einem Röcheln geht er unter, die Patientin hustet und ringt um Luft. Dann presst sie die Kiefer zusammen und ballt die Fäuste. Die Augenlider flattern, und in ihrem Gesicht spiegelt sich mit einem Mal die Erkenntnis, dass etwas Grauenhaftes geschieht und sie ein neuer Albtraum angesprungen hat, einer, der keine Vision ist, sondern der schlimmste Schmerz, den ein Mensch erleben kann.

Die Schwester tupft vorsichtig die schweißnasse Stirn ab.

Die Frage. Immer dieselbe, jeden Abend, und sie zerreißt ihr stets aufs Neue das Herz.

»Wo ... ist ... mein Kind?«

Die Schwester lässt die Hand mit dem Tuch sinken. Der Pfleger sieht zu Boden.

»Was habt ihr mit meinem Kind gemacht?«

Die junge Frau muss einmal ein sehr hübsches Mädchen gewesen sein. Lange bevor Alkohol und Wahnsinn ihr zerstrerisches Werk begonnen haben. Ein schwacher Abglanz ist zu erahnen, jetzt, wo ihre Augen sich mit Tränen fllen und die flehentliche Frage übergeht in hemmungsloses Schluchzen.

»Mein Kind, mein Kleines. Wo ist es? Was ist geschehen?«

Der Pfleger tritt von einem Fuß auf den anderen. Der Arzt räuspert sich, nimmt die Brille ab, haucht sie an und poliert sie mit dem Ärmel seines Kittels.

»Was antworten Sie ihr? Also ... was sagen Sie in diesem Moment?«

Die Schwester richtet sich auf und nimmt den Arzt zwei Schritte zur Seite.

»Wir haben verschiedene Möglichkeiten ausprobiert. Mal sagen wir, es ist in guter Obhut, mal sagen wir ...«

Sie dreht sich um und schaut hinüber zu der Patientin, die von Weinkrämpfen geschüttelt den Kopf hin und her wirft.

»... es ist tot.«

Der Arzt nickt. »Sagen Sie ihr auch die Wahrheit?«

»Die Wahrheit?«

Die Schwester wirft erneut einen Blick auf das verzweifelte, gefesselte Bündel Mensch. Dann senkt sie die Stimme. »Viel mehr Wahrheit haben wir nicht.«

Der Arzt setzt die Brille auf und geht zurück zum Bett. Die Patientin starrt ihn an und zieht an ihren Fesseln.

»Wo ist mein Kind? Ich will zu meinem Kind!«

Er setzt sich neben sie. »Ihr Kind lebt nicht mehr.«

Die Frau reißt die Augen noch weiter auf. Eine kreidige Blässe liegt auf ihrer Haut, die nassen Haare und die abgezehrten Züge geben ihr mit einem Mal das Aussehen eines kranken Vogels. Ihre Stimme ist nur noch ein heiseres Flüstern.

»Was ist mit ihm passiert?«

»Sie haben es umgebracht.«

Die Schwester hält den Atem an. Das ist nicht gut, was er da macht. Wenn das die neuen Methoden aus Wien sind – ihre Sache ist das nicht. Sie geht leise zum Waschtisch und feuchtet noch einmal das Tuch an.

Der Arzt mustert die Kranke und wartet auf eine Reaktion.

Sie presst die schorfigen, wund gebissenen Lippen zusammen und starrt ihn trotzig an. »Das stimmt nicht. Ich habe mein Kind nicht umgebracht.«

Der Arzt nimmt die Krankenakte, schlägt sie auf und deutet mit dem Zeigefinger auf eine Stelle in dem Einweisungsattest.

»Hier steht es aber. Schwarz auf weiß. Und ich muss doch glauben, was hier steht, oder?«

»Ich war es nicht«, wiederholt sie.

»Wer dann?«

Sie sinkt zurück in das Kissen und sieht ihn lange an. Dann lä-

chelt sie. Es ist ein wissendes Lächeln von einer solchen Intensität, dass ihm ein kalter Schauer den Rücken hinunterrieselt.

»Die Schwarze Königin.«

Dann starrt sie die Schwester an, die unter diesem Blick das Tuch sinken lässt und auf einmal spürt, wie eine böse, kalte Furcht von ihr Besitz ergreift. Die Kranke richtet sich auf, soweit es ihre Fesseln zulassen. Sie sieht den Pfleger an, der noch einen Schritt zurückweicht vor diesem Blick. Es ist totenstill im Raum.

»Und sie wird euch alle holen.«

1.

Die Regeln

Es war ein träger Spätsommertag, und ich hörte sie kommen, noch ehe ich sie zum ersten Mal sah.

Das Geräusch ihrer Absätze warf ein schnelles Stakkato an die Wände des Innenhofs. Es wurde untermalt vom trägen Quietschen der Türangeln, das langsam anschwell und die mittägliche Stille zerschnitt, bis die Tür mit einem lauten Krachen wieder ins Schloss fiel. Der hallende Stechschritt erreichte unsere Hinterhaustreppe und wurde zwei Etagen lang von den dicken Altbauwänden verschluckt. Dann klingelte sie.

Ich sah auf die Uhr. Halb zwei. Außer mir befand sich niemand in der Kanzlei, also erhob ich mich, ging langsam in den Flur und öffnete.

Vor mir stand eine mittelgroße, mittelalte, in mittleres Beige gekleidete Frau mit einer Brille mittlerer Eleganz, unter dem Arm eine Tasche mittlerer Größe, die irritiert auf unser Türschild starrte und mich nun überrascht musterte.

»Frau Hoffmann?«, fragte sie.

Ich grinste sie an und schüttelte den Kopf. »Ich bin Joachim Ver-nau.«

Ich deutete auf das »&« auf unserem Türschild. »Kanzleipartner. Kann ich Ihnen helfen?«

»Ist sie zu sprechen?«

»Frau Hoffmann ist noch im Gericht, sie müsste aber jeden Moment zurück sein. Wollen Sie solange warten?«

Ihre mittellangen Haare waren von einem mittleren Braun, doch als sie den Ärmel ihrer Kostümjacke zurückschob, um auf

ihre Armbanduhr zu blicken, fielen mir ihre Hände auf. Es waren schöne Hände, die sie mit Grazie bewegte. Und sie trug eine schöne Uhr. Die Uhr passte nicht zu ihr. Die Kleidung auch nicht. Die Frau war eindeutig attraktiv, doch sie schien sich die größte Mühe zu geben, diesen Umstand zu verbergen.

Ich trat einen Schritt zurück, um sie einzulassen. Sie zögerte kurz, dann nickte sie und ging an mir vorbei in den Flur. Ich schloss die Tür und drehte mich zu ihr um.

»Und Sie sind ...?«

»Katharina Oettinger. Mit *oe*. Und Doppel-*t*.«

Sie reichte mir eine trockene, kühle Hand mit festem Griff. Dabei sah sie mir zum ersten Mal richtig in die Augen und lächelte distanziert. Es war das Lächeln eines Menschen, der professionell vielen Leuten Guten Tag sagt. Ich fragte mich, welchen Beruf sie wohl hatte. Und welches Problem.

»Sie können in Frau Hoffmanns Büro warten. Möchten Sie etwas trinken?«

Sie nickte, und ich hoffte inständig, dass Marie-Luise ihr Chaos übers Wochenende wenigstens etwas in den Griff bekommen hatte. Ein Blick in ihr Zimmer überzeugte mich vom Gegenteil. Alle ebenen Flächen waren mit Papieren, Aktenordnern und Nachschlagewerken belegt.

»Es ist vielleicht besser, wenn Sie in mein Büro gehen.«

Sie nickte wieder. »Ein Mineralwasser wäre nett.«

Als ich mit dem Glas in mein Büro kam, hatte sie auf Kevins Schreibtischstuhl Platz genommen und die Beine sittsam übereinandergeschlagen. Sie nahm es mit einem artigen Nicken entgegen und nippte. Ich setzte mich ihr gegenüber an meinen Schreibtisch.

»Das tut gut. Hier steht die Luft genauso wie bei uns.«

Sie trank noch einen kleinen Schluck. »In der Schule. Ich bin stellvertretende Direktorin des Herbert-Breitenbach-Gymnasiums in Pankow.«

Sie sah mich an, und ich tat ihr den Gefallen, so zu tun, als wüsste ich, von welcher Schule die Rede war. »Und was führt Sie zu uns?«

Sie lächelte freundlich. »Ich möchte Sie für uns gewinnen.«

»Sie? Frau Hoffmann?«

»Nein.« Sie stellte das Glas ab. »Sie, Herr Vernau.«

In diesem Moment hörte ich durch das geöffnete Fenster, dass Marie-Luise im Anmarsch war. Es waren die hektischen Schritte eines Menschen in flachen Schuhen, der keine Zeit zu verlieren hatte, weil er sowieso immer und überall zu spät kam.

»Mich?«, fragte ich. »Für die ...«

»Herbert-Breitenbach-Schule in Pankow. Ja. Marie-Luise hat mir von Ihnen erzählt, und ich glaube, Sie sind genau der Richtige für diese nicht leichte, aber doch verantwortungsvolle und sehr befriedigende Aufgabe.«

»Welche Aufgabe?«, fragte ich. Ich war Jurist. Kein Lehrer. Oder Hausmeister. Oder Milchverkäufer.

»Hat Marie-Luise denn noch nicht mit Ihnen darüber gesprochen?«

In diesem Moment stürmte meine Kanzleipartnerin in den Flur, schrie »Hallo! Ich bin wieder da!« in unsere Richtung und pfefferte, dem Geräusch nach zu urteilen, ihre Aktenmappe vom hinteren Teil des Flures fünf Meter weit hinein in ihr Büro. Dann erschien sie im Türrahmen und erstarrte mitten in der Bewegung.

»Katharina!«

Frau Oettinger erhob sich und streckte Marie-Luise die rechte Hand entgegen, die völlig ignoriert wurde. Stattdessen wurde sie heftig umarmt und mehrfach auf die Wangen geküsst, was sie mit steifem Oberkörper und ihrem distanzierten Guten-Tag-Lächeln über sich ergehen ließ. Als Marie-Luise sie endlich aus ihrer schwesterlichen Umklammerung entließ, geschah das so heftig, dass Frau Oettinger einen Schritt zurücktaumelte.

»Ich freue mich, dich zu sehen.« Sie ordnete ihre Frisur. »Und Herrn Vernau habe ich schon kennengelernt.«

»Habt ihr miteinander geredet?«

»Ja, aber ...«

»Und was sagt er?«

»Noch nichts«, unterbrach ich ihre Unterhaltung über mich, die zweifellos zu einem weit früheren Zeitpunkt ihren Anfang genommen hatte. Frau Oettinger setzte sich wieder, und Marie-Luise holte sich den alten Stuhl, der neben dem Aktenschrank stand.

»Katharina und ich haben gemeinsam die polytechnische Oberschule in Lichtenberg besucht. Daher kennen wir uns. Also schon ziemlich lange. Und als mir Katharina von ihrem Problem erzählt hat, habe ich gedacht, du wärst genau der Richtige dafür.«

Ich musterte die beiden Damen vor mir. Selten hatte ich ein ungleicheres Paar gesehen. Marie-Luise mit ihrem zerknitterten Hosenanzug, wie sie sich mit lebhaften Gesten ihre zerzausten hennaroten Haare aus dem Gesicht strich, erhitzt und gerötet von selbst gemachtem Stress und pathologischer Desorganisation, und ihr gegenüber diese distanzierte, höfliche, vor lauter Korrektheit fast völlig verschüttete Schönheit.

»Der Richtige für was, wenn ich fragen darf?«

Frau Oettinger sah mich durch ihre mittelstarken Gläser mit ihren schönen mittelbraunen Augen an. Sie schien sich jetzt auf mich zu konzentrieren, was ihrem Blick etwas geradezu Bezwingendes gab.

»Nächste Woche sind die Sommerferien vorbei, das neue Schuljahr beginnt. Und wir haben für die Abiturientenklasse niemanden, der den Teen Court betreut.«

»Den was?« In irgendeiner juristischen Fachzeitschrift hatte ich diesen Ausdruck schon einmal gelesen. Im Moment allerdings fiel mir beim besten Willen nicht ein, was er zu bedeuten hatte. Geschweige denn, in welchem Zusammenhang er mit einer Berliner Privatschule stehen konnte.

»Der Teen Court ist eine freiwillige Arbeitsgemeinschaft, die sich mit kleineren Rechtsbrüchen innerhalb der Schulgemein-

schaft beschäftigt. Eine Idee, die aus den USA stammt. Und ein sehr interessantes Projekt, vor allem für die Schüler, die nach dem Abitur ein Jurastudium beginnen wollen. Wir suchen jemanden, der bereit ist, auf Honorarbasis diese Arbeitsgemeinschaft juristisch zu betreuen. Sie findet wöchentlich im Anschluss an den Regelunterricht statt.«

Sie schwieg. Marie-Luise schwieg. Ich schwieg.

»Ich weiß, es kommt etwas plötzlich. Aber ... ein Dozent verlässt uns überraschend.«

Sie senkte den Blick.

Ich hatte diese Geste oft genug gesehen, um zu wissen, dass sie etwas zu verbergen hatte.

»Frau Oettinger«, sagte ich. »Ich weiß nicht, was Ihnen Frau Hoffmann über mich erzählt hat, aber wenn ich Ihnen meinen Stundensatz inklusive An- und Abfahrt in Rechnung stelle, wird Ihnen die Senatsverwaltung für Bildung den Landesrechnungshof auf den Hals hetzen. Außerdem bin ich Rechtsanwalt und kein Nachhilfelehrer.«

Marie-Luise stieß ein schnaubendes Geräusch aus und fiel mir wie immer in den Rücken. »Du bist genauso pleite wie ich. Hör dir doch erst mal an, um was es eigentlich geht.«

Es widerstrebt mir zutiefst, dass unsere finanzielle Situation vor potenziellen Kunden auf diese Weise erörtert wurde. Auch wenn sie recht hatte. Die Geschäfte liefen schlecht, und die Zahlungsmoral unserer Mandanten war miserabel. Der TÜV für unseren Firmen-Volvo lief im nächsten Monat ab, wir waren mit der Miete im Verzug, und von unserem letzten Eingang hatte ich vorsichtshalber ein Prepaid-Handy angeschafft, damit wir handlungsfähig blieben, falls man uns noch einmal das Telefon abstellte. Selbstständig zu sein bedeutete heutzutage, sehenden Auges der Privatsolvenz entgegenzuschlittern. Hätten die beiden Damen vor mir nicht bereits über meinen Kopf hinweg meinen weiteren Lebenslauf entschieden, wäre ich sogar bereit gewesen,

den Schulhof zu kehren. Vorausgesetzt, ich würde bezahlt. Und gefragt.

Frau Oettinger schien zumindest sensibel genug zu sein, Marie-Luise zu ignorieren.

»Ihr Stundensatz dürfte kein Problem sein. Wir sind eine Privatschule und verhandeln Honorare und Gehälter außertariflich. Für Notfälle steht uns außerdem ein großzügiger Förderverein zur Seite. Und: Wir suchen keinen Nachhilfelehrer.«

»Sondern?«, fragte ich.

»Wir erwarten von unseren Mitarbeitern überdurchschnittliche Fachkenntnisse, pädagogisch sensibles Auftreten und Diskretion. Die Eltern, die uns ihre Kinder anvertraut haben, haben das Recht auf eine erstklassige Ausbildung ihrer Kinder, die den mühelosen Anschluss an internationale Standards garantiert. Deshalb lehren bei uns die Besten der Besten. Deshalb habe ich mich an Sie gewandt.«

Sie lächelte nun ein Ich-wickle-jeden-um-den-Finger-Lächeln, und sie machte das wirklich gut. Ich merkte, wie mein Widerwille schmolz.

»Jemanden mit Weltniveau bekommen Sie aber nicht mehr in der letzten Ferienwoche. Hätten Sie sich nicht ein bisschen früher darum kümmern sollen?«

Ich schlug meinen Terminkalender so auf, dass sie nicht hineinschauen konnte, und musterte stirnrunzelnd die fast leeren Seiten. »Und nächste Woche ...«

Ich klappte ihn zu. »Tut mir leid.«

Meine Erfahrung hatte mich gelehrt, dass ein gewisses Maß an taktischem Zögern der Wertschätzung meiner Arbeit noch nie geschadet hatte.

Katharina Oettinger tauschte einen kurzen Blick mit Marie-Luise, die ihr aufmunternd zulächelte.

Daraufhin öffnete sie den Verschluss ihrer Umhängetasche. Als sie gefunden hatte, was sie suchte, zögerte sie kurz. Dann zog sie

einen Briefumschlag heraus und reichte ihn mir über den Tisch. Darin steckte ein zweimal gefaltetes Blatt Papier.

»Sehr geehrter Herr Kladen, sehr geehrte Frau Oettinger«, las ich vor, »unvorhergesehene Ereignisse erfordern meine sofortige Beurlaubung. Ich werde zum Beginn des neuen Schuljahres nicht mehr zur Verfügung stehen. Es tut mir leid. Frank Se...«

»Frank Sebald«, erklärte Frau Oettinger. »Diese etwas eigenwillige Kündigung haben wir erst vor wenigen Tagen erhalten. Herr Sebald ist nicht zu erreichen. Und einen Unterrichtsausfall können wir uns nicht erlauben. Die Teen-Court-AG ist außerordentlich beliebt.«

Sie biss sich nervös auf die Unterlippe. Ihr stand das Wasser bis zum Hals, und sie war es nicht gewohnt zu bitten.

Ich reichte ihr Umschlag und Brief zurück.

»Es gibt in dieser Stadt eine Menge arbeitslose Pädagogen.«

Marie-Luise stieß einen unwilligen Laut aus. »Sie suchen keinen Pädagogen. Zumindest nicht das, was man im landläufigen Sinn darunter versteht.«

Sie beugte sich zu mir herüber und flüsterte mir ins Ohr: »Der Volvo kommt nicht mehr über den TÜV. Ich komme grade aus der Werkstatt. Exitus.« Das änderte alles. Schlagartig.

»Was – oder wen – suchen Sie dann?«

Katharina Oettinger nippte wieder an ihrem Mineralwasser. Dann nahm sie die Brille ab und rieb sich mit der anderen Hand die Nasenwurzel, dort, wo das Gestell zwei unschöne Druckstellen hinterlassen hatte. Schließlich sah sie mich an.

Die Wirkung dieses unverstellten Blicks war phänomenal. Man sollte dieser Frau verbieten, jemals wieder eine Brille zu tragen. Ihr Gesicht zeigte mit einem Mal viel zartere Konturen. Ihre Augen wirkten wesentlich größer und gaben ihren Zügen etwas Mädchenhaftes. Sie sah bezaubernd aus, und sie merkte, dass ich es bemerkte. Ganz offenbar vertraute sie jetzt mehr ihrem Charme als ihren nicht sehr überzeugenden Argumenten.

»Mir ist bekannt, dass Sie nicht immer unter solchen Umständen gearbeitet haben. – Entschuldige. Du weißt, wie ich das meine.«

Am veränderten Gesichtsausdruck meiner Partnerin konnte ich erkennen, dass sie es eben nicht wusste. Oder nicht wissen wollte. Aber sie hielt den Mund. Noch.

»Wir verkaufen eine kostbare Ware: Bildung. Der Mann, den wir suchen, muss zu uns passen. Er muss einen Hintergrund haben, der ihn unangreifbar macht.«

»Ich verstehe immer noch nicht.«

»Sie haben einmal in den besten Kreisen verkehrt.«

Ich folgte ihrem Blick zur gegenüberliegenden Wand. Die Aktschranke waren ein Fall für den Sperrmüll. Unsere Ordner stammten noch aus der sowjetischen Besatzungszone. Der schwarze Heiligenschein um den Lichtschalter hätte versierten Gegenwartsarchäologen auf den Monat genau verraten, wie lange der letzte Anstrich zurücklag.

»Das tue ich immer noch. Es ist alles eine Frage des Standpunktes.«

»Entschuldigen Sie.« Zwei rote Flecken bildeten sich an ihrem Hals. »Diplomatie ist nicht meine Stärke.«

Sie setzte die Brille wieder auf. »Wir suchen einfach nur jemanden, der unseren Schülern unvoreingenommen gegenübertritt. Manche unserer Dozenten kommen nicht damit klar, dass ihr Einkommen geringer ist als das Taschengeld ihrer Abiturienten. Dabei sind es doch Schüler. Kinder. Mit genau den gleichen Vorzügen und Schwächen wie alle anderen Kinder auch.«

Ich wunderte mich, dass Marie-Luise nichts sagte. Ich hätte zumindest einen dezenten Hinweis erwartet, dass rumänische Straßenstricher und nigerianische Aids-Waisen in dieser Hinsicht einer abweichenden Meinung frönen könnten. Doch meine Kanzleipartnerin schien mit einem Mal ihr Herz für die adoleszierende Upperclass zu entdecken, denn sie nickte Katharina Oettinger nur verständnisvoll zu.

»Wäre das ein Problem für Sie?«

»Nein«, antwortete ich. Die Dame machte sich von meinen wahren Problemen falsche Vorstellungen. »Was sagt denn Ihre Taschengeldordnung für Dozenten?«

»400 Euro pro Unterrichtseinheit. Immer mittwochnachmittags.«

Erst dachte ich, ich hätte mich verhört. Doch dann sah ich in ihr lächelndes Gesicht und wusste drei Dinge: Sie wollte mich kaufen. Sie würde mich kriegen. Und sie meinte es ernst.

Ich nickte. »Das könnte ich einrichten. Ich möchte mir aber die Schüler vorher gerne ansehen.«

»Kein Problem.«

Katharina Oettinger stand auf und strich ihren Rock glatt. »Am Samstag ist unsere Feier zum Schuljahresanfang. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie dabei sein könnten. Ihre Klasse wird anwesend sein. Und Herr Kladen, unser Direktor, natürlich auch.«

Meine zukünftige Chefin reichte mir die Hand. Als ich sie berührte, senkte sie den Blick.

»Auf Wiedersehen.«

»Bis Samstag«, hauchte sie.

Dann drehte sie sich um und folgte Marie-Luise. Während sich die beiden im Flur verabschiedeten, zog ich meinen Terminkalender heran und begann, die nächsten Mittwochnachmittage anzustreichen. Nach der vierten Woche hörte ich auf, und Marie-Luise kam zurück.

»Bin ich nicht klasse?«

Ich schob den Kalender von mir weg. »Du bist der beste Zuhälter, den ich je hatte. Wie kommst du eigentlich dazu, mich hinter meinem Rücken an diese Frau zu verschachern?«

Sie ging an mir vorbei zum Fenster und sah hinunter in den Hof. In der vergangenen Nacht hatte jemand zu den zwei alten Kühl-schränken noch ein verbogenes Damenfahrrad mit platten Reifen gestellt. Langsam sah es da unten aus wie eine illegale Mülldeponie.

»1600 Euro. Mindestens. Jeden Monat. Sag mir doch einfach nur, dass ich gut bin.«

»Und warum kommt der Volvo urplötzlich nicht mehr über den TÜV? Letzte Woche hieß es doch noch ...«

»Letzte Woche, letzte Woche.«

Marie-Luise drückte sich an mir vorbei und ging zur Tür. »Was kann ich dafür, wenn mein polnischer Mechaniker sich ausgerechnet Adenauer zum rhetorischen Vorbild erkoren hat?«

Sie verschwand in ihrem Büro. Die Tür unten fiel ins Schloss, und der Knall echote durch den Innenhof.

Die Sommerferien endeten spät in diesem Jahr.

Es war bereits Mitte September, als ich am darauffolgenden Samstag mit der U-Bahn nach Pankow fuhr und hoffte, dass man mich nicht beim Schwarzfahren erwischte.

Die Feier sollte um elf beginnen. Eine halbe Stunde vorher stieg ich am Schlosspark Niederschönhausen aus und machte mich auf den Weg zum Majakowskiring.

Diese Ecke von Pankow galt vor dem Krieg als ein Viertel wohlhabender Bürgerlichkeit. Kleine Privatparks und dreistöckige Wohnhäuser im englischen Landhausstil prägten das Stadtbild. Um die Jahrhundertwende hatten sich in der Nähe des Schlosses Diplomaten und Industrielle niedergelassen, wie auch die aufstrebende Elite der Politiker, Funktionäre und Intellektuellen. Zu DDR-Zeiten zogen viele Botschaften in die Gegend, und einige blieben auch nach dem Mauerfall dort. Überwiegend die, die sich teure Neubauten in Dahlem oder Tiergarten nicht leisten konnten.

Jenseits des großbürgerlichen Teils begann das Reich des Fußvolks. Ursprünglich die Offiziere und Soldaten des Kaisers, später Handwerker und kleine Gewerbetreibende. Die Rangunterschiede konnte man immer noch an der Bausubstanz ablesen. Denn die prächtigen Bürgerbauten wurden bald schon von den engen Mietskasernen der Kaiserzeit abgelöst.

Um den Schlosspark herum war es noch ruhig gewesen. Je näher ich meinem Ziel kam, desto mehr belebten sich die Straßen. Pkws irrten auf der Suche nach einem Parkplatz herum, aus einem Bus drängelten ganze Horden kichernder Teenager. Eltern mit frisch frisierten Heranwachsenden im Schlepptau bogen um die Ecke. Kein Zweifel: Hier in der Nähe war eine Schule.

Als ich in den Paradedweg einbog, blieb ich einen Moment erstaunt stehen. Dies war kein Weg, sondern eine breite, vierspurige Straße. Krieg und Wiederaufbau hatten ihre Spuren hinterlassen. Zwischen großbürgerlichen Gründerzeithäusern machten sich mehr oder weniger gelungene Neubauten breit. Das Gebäude auf der anderen Straßenseite, zu dem viele hinübergingen, sah definitiv nicht aus wie eine Privatschule. Es war ein typischer Siebziger-Jahre-Plattenbau mit grau verwaschenen Wänden, orangen Fensterrahmen und ausgreifenden schwarzen Schmutzrinnsalen unter den Vorsprüngen und Fensterbrettern. Ungepflegte, verwilderte Rabatten trugen die Hinterlassenschaften nicht entsorgten Mülls, und auf der Betontreppe, die hinauf zu den Glaseingangstüren führte, begrüßten sich Jugendliche mit unverständlichem Gejohle. Dazwischen drängten sich verzweifelte Erwachsene auf der Suche nach ihren Kindern, die versteckt eine letzte Zigarette rauchten. Eine Gruppe lachender Mädchen rannte mich fast über den Haufen. Ich beschloss, dem Strom zu folgen, und landete schließlich, gemeinsam mit circa dreihundert Schülern und Eltern, in einer großen Aula. Hilfe suchend sah ich mich um.

Am Eingang stand eine junge, leicht überfordert wirkende Frau mit wirrem, blondem Haar. Sie trug einen knöchellangen Rock, der irgendwie selbst gewebt aussah, und hielt sich schützend ein Klemmbrett vor die Brust.

»Entschuldigen Sie«, sprach ich sie an. »Wo finde ich Herrn Kladen?«

»Kladen?«, wiederholte sie. Blitzschnell griff sie an mir vorbei und hielt einen Zwölfjährigen am Ärmel fest, der in seiner Kapu-

zenjacke fast versank. »Du solltest schon längst hinter der Bühne sein«, herrschte sie ihn an. »Mach dich vom Acker!«

Der Junge drehte sich auf dem Absatz um und verschwand.

»Joachim Vernau. Ich bin der neue Aushilfslehrer.«

Sie lächelte gestresst. »Ah ja, Chemie. Der Zehner-Zug, nicht?«

»Nein«, antwortete ich. »Ich ...«

»Tarkan!«

Schon wieder hatte sie einen Jungen am Wickel. »Wo sind Sami und Sascha?«

»Noch draußen«, nuscelte ein blasser, in vorpubertärer Akne erblühter Achtklässler. Um den Hals trug er eine dicke Silberkette, an den Füßen blütenweiße Turnschuhe einer der angesagtesten Marken. Ein weiterer Pulk Schüler durchbrach unsere Gesprächsinsel und schob Tarkan drei Stuhlreihen weiter. In der Aula herrschte der Geräuschpegel eines startenden Düsenjets. Alles wirkte wie ein heilloses Durcheinander, und die blonde Frau war mitsamt Klemmbrett verschwunden. Jemand tippte mir auf die Schulter. Ich drehte mich um, sie stand genau hinter mir.

»Gehen Sie ins Lehrerzimmer, da hängen die Pläne aus. – Sandra! Hallo! – Entschuldigen Sie bitte.«

Sie schlängelte sich nach draußen und verschwand. Ich folgte ihr. Sie schien der einzige Mensch in diesem unfassbaren Durcheinander, der so etwas wie einen vagen Überblick hatte.

Vor dem Gebäude sah ich sie wieder. Sie redete wütend auf eine Gruppe Schüler ein, die sich schließlich murrend auf den Weg machte. Mit der Durchsetzungskraft eines irischen Schafhirten trieb sie auch den Rest der Meute Richtung Aula.

»Sami?«

Der Junge, den sie ansprach, blieb auf der Treppe stehen, drehte sich aber nicht nach ihr um.

»Gib dir keine Mühe. Ich hab's gesehen.«

Sami knickte lässig in der Hüfte ein und schaute desinteressiert nach oben.

»Her damit.«

»Ey, was wollen Sie? Ich bin sauber, okay?«

Sami drehte sich um und hob beide Hände. Die Frau streckte den rechten Arm aus und wippte ungeduldig mit dem Fuß. »Du kennst die Regeln.«

Sami ließ die Hände sinken, grub in den riesigen Taschen seiner Hose, holte etwas hervor und gab es ihr. Sie schickte ihn mit einem knappen Kopfnicken ins Haus.

»Abflug.«

Der Junge drehte sich um und nahm mit seinen ebenfalls blütenweißen und sündhaft teuren Turnschuhen zwei Stufen auf einmal. Seine Lehrerin öffnete die Hand und hielt den Gegenstand kurz hoch. Ein Klappmesser. Sie ließ die Klinge ausfahren und schloss das Ding mit einer geübten Handbewegung.

Ich sah Sami und seinen Freunden hinterher und beschloss in genau diesem Moment, mit der nächsten U-Bahn wieder nach Hause zu fahren. Währenddessen wandte sich die Waffeninspektorin meines zukünftigen Arbeitsplatzes den letzten Rauchern zu, konfiszierte zwei Päckchen Zigaretten, geleitete die Ertappten persönlich bis zur Treppe und sah sich nach getaner Arbeit zufrieden um. Der Hof war leer. Die Schüler im Haus. Sie zog eine Zigarette aus einem der Päckchen, zündete sie sich an, drehte sich um und sah mich am Schultor stehen. Plötzlich lächelte sie.

»Wehe, Sie verpetzen mich.«

Ich steckte die Hände in die Hosentaschen und stieg die Stufen zu ihr herunter. »Was bieten Sie für mein Schweigen?«

Sie setzte sich auf die Stufen und schenkte mir ein aufforderndes Lächeln. »Sie dürfen neben mir Platz nehmen.«

Ich vergewisserte mich, dass die dunklen Flecken keine Kaugummis waren, und ließ mich nieder. Sie rauchte zwei Züge und blinzelte dabei in die warme Vormittagssonne. Einige krause Strahlen tanzten auf ihrer Nase. Mit einer energischen Handbewegung schob sie sie aus der Stirn.

»Ich bin Dagmar Braun. Englisch, Deutsch, Französisch.«

»Ich bin Anwalt.«

Überrascht sah sie mich an. »Anwalt ... für Chemie?«

Ich schüttelte den Kopf. »Strafrecht. Ich soll hier den Teen Court betreuen. Eigentlich.«

Ich sah über die Schulter. Sami war weg, die Schule wirkte mit einem Mal still und vertrauenerweckend. Aber Dagmar Braun hielt immer noch das Klappmesser in der Hand.

»Wie oft konfiszieren Sie so etwas?«

Sie hielt das Messer hoch. »Ein- bis zweimal die Woche. Dazu kommt die übliche Menge an Wurfsternen, Schraubenziehern und Stechern. Vor zwei Monaten gab's mal eine scharf gemachte Schreckschusspistole. Neulich hatte ich eine Garrotte. Ich wusste gar nicht, dass das wieder in Mode ist.«

»Nun«, sagte ich und sah auf meine Uhr, »es hat mich gefreut, Sie kennenzulernen, Frau Braun. Ich muss leider wieder.«

Mein Interesse an der aktuellen Waffenmode hielt sich in Grenzen. Sie merkte das und schenkte mir ein amüsiertes Lächeln.

»Langsam. Ein Anwalt also. Hat jemand was ausgefressen?«

»Nicht dass ich wüsste. Von meinem momentanen Kenntnisstand aus gesehen.«

Jetzt grinste sie. »Dem könnte man auf die Sprünge helfen.«

»Nein danke.«

Ich stand auf. Frau Braun gefiel mir. Auch wenn sie geklaute Zigaretten rauchte. »Ich fürchte, für Ihren Teen Court müssen Sie sich jemand anderen suchen.«

»Für den was?«

»Den Teen Court. Das ist hier doch die Herbert-Breitenbach-Schule?«

»Das hier?«

Sie warf den Kopf in den Nacken und lachte. Ihre Haare tanzten dabei um ihre Schultern, sie beugte sich vor und prustete. »O nein. Sie sind falsch hier. Ganz falsch.«

Ich sah auf meine Armbanduhr. Fünf nach elf. Ich hatte mich zwar nicht um den Job gerissen, ich war sogar eben noch bereit gewesen, ihn einfach in den Wind zu schießen, aber die Idee eines banalen Irrtums änderte die Lage schlagartig.

Sie deutete mit einer lässigen Handbewegung hinter sich. »Diese Bruchbude hier ist die Alma-Mahler-Werfel-Hauptschule. Die Herbert-Breitenbach ist da drüben.«

Mit der Zigarette deutete sie auf die andere Straßenseite. Dort stand ein großes, spitzgiebeliges weißes Haus, das aussah wie aus einem Roman von Erich Kästner.

»Sie sind auf der falschen Seite der Straße.«

Kopfschüttelnd drückte sie die Zigarette aus und warf sie in die Büsche. »Schade.«

Sie stand auf und blieb eine Stufe über mir stehen. Sie war jetzt fast gleich groß. Mir fiel auf, dass sie veilchenblaue Augen hatte. Und Sommersprossen. Und kleine Lachfältchen um die Augen und einen Mund, der immer noch grinste. Sachte tippte sie mit ihrem Zeigefinger auf meine Seidenkrawatte, die ich mir zur Feier des Tages gegönnt hatte.

»Sie wären der Erste an diesem Haus mit Windsor-Knoten gewesen.«

Ich reichte ihr die Hand. »Frau Braun, es war mir ein Vergnügen, Sie kennengelernt zu haben.«

Ihre Hand war rau und kräftig. Sie legte den Kopf ein wenig zur Seite. »Herr ...?«

»Vernau«, sagte ich. »Joachim Vernau.«

»Ich wünsche Ihnen alles Gute. Vielleicht sieht man sich ja mal wieder. In der großen Pause.«

Ich lächelte sie an. Mit einem Mal wurden das Vogelgezwitscher und der Straßenlärm vom Klang eines Orchesters untermalt. Er drang gedämpft von der anderen Straßenseite herüber und erinnerte vage an »Freude, schöner Götterfunken«. Sie wies mit dem Kopf leicht in die Richtung.

»Machen Sie schon. Wer zu spät kommt, kriegt einen Eintrag ins Klassenbuch.«

Ich ließ sie los und ging die Stufen hinunter. Genau in der Mitte der Straße wurde die Ode an die Freude von einem gnadenlosen E-Gitarren-Akkord zerrissen, wenige Sekunden später gefolgt von einem dumpfen Bass. Ich drehte mich um. Dagmar Braun war schon verschwunden, und die Glastür fiel langsam hinter ihr ins Schloss. In der Alma-Mahler-Werfel-Schule begann das neue Schuljahr offensichtlich mit einer Hommage an Jimi Hendrix. Wütend hupte mich ein Autofahrer an. Ich machte, dass ich auf die andere Seite kam.

Fünf Minuten Alma-Mahler-Werfel-Hauptschule hätten um ein Haar gereicht, mich zu einem Fahnenflüchtigen zu machen. Der Anblick der Herbert-Breitenbach-Schule überzeugte mich innerhalb von Sekunden davon, dass die Welt doch nicht schlecht war und es noch Schulen gab, die genau so aussahen, wie Schulen auszu sehen hatten: vertrauenerweckend und solide, umweht vom Geist strenger Pädagogik und weise vermittelter Maßstäbe und Werte. Schulen also, die auf einem festen Fundament ruhten, mit Wänden so stark wie die Überzeugung, dass die wild wuchernden Triebe der Jugend nach Form und Halt hungerten.

Genau in diesem Moment öffnete sich die hohe, schwere Holzporte, und ein Ehepaar trat auf die breite Steintreppe vor dem Eingang hinaus. Beide waren schwarz gekleidet und gut einen Kopf kleiner als ich. Der Mann ließ der Frau den Vortritt und hielt die Tür dann einen Moment für mich geöffnet, damit ich hindurchschlüpfen konnte. Sie hatte einen Blumenstrauß in der Hand, Astern und Margeriten. Auf halbem Weg blieb sie stehen und legte den Strauß ab. Genau auf der Mitte der Steinstufe. Ihr Mann kam zu ihr und drehte sich noch einmal um. Er warf einen langen Blick auf den Giebel über den dorischen Säulen, die den Eingang flankierten und auf dem in goldenen Lettern der Name der Schule prangte.

»Kann ich Ihnen helfen?«

Beide schienen verwundert, dass ich noch immer in der Tür stand und ihrem merkwürdigen Treiben zusah.

»Soll ich die Blumen vielleicht ...«

Ich brach ab. Sie hatten sich schon wieder umgedreht und ihren Weg fortgesetzt. Die Frau hakte sich bei dem Mann unter, bereits nach wenigen Schritten waren sie aus meinem Blickfeld verschwunden.

Ich sah ratlos auf die Blumen und ging hinein.

Von innen wirkte die Schule fast noch imposanter. Angenehme Kühle empfing mich, und nachdem sich meine Augen an das dämmrige Halbdunkel gewöhnt hatten, präsentierte sich mir eine großzügige Eingangshalle. Das hohe Oval der Fenster wurde von kunstvollen Schnitzereien durchbrochen, ornamentale Schatten lagen wie Scherenschnitte auf dem glänzenden Steinboden. Treppen führten links und rechts nach oben auf eine Galerie, wo sich wohl ein Teil der Klassenräume befand. Die Handläufe der Geländer waren so breit, dass man sie als Rutschbahn benutzen konnte. Generationen von Schülern hatten das offensichtlich getan, denn sie glänzten wie frisch poliert. Vor mir lag ein breiter, langer Flur und an dessen Ende eine unendlich hohe, zweiflügelige Tür. Die elysischen Wonnen spielten sich, dem Geräuschpegel nach zu urteilen, offenbar direkt hinter ihr ab. Ich ging darauf zu, öffnete sie leise und schlüpfte, so diskret es ging, hinein.

Kein Mensch wandte den Kopf auch nur einen Millimeter. Jeder lauschte hingebungsvoll und entzückt dem Ringen des Schulorchesters mit der komplizierten Vorlage. Um mich herum saßen herausgeputzte Eltern, Geschwisterkinder und Herbert-Breitenbach-Schüler. Letztere erkannte man an der Schuluniform: weißes Oberteil, dunkelgrüne Hose oder Rock. Die Jüngeren unter ihnen wirkten wie gerade mit der Wurzelbürste geschrubbt. Die Älteren durchbrachen die Kleiderordnung mit lässigeren Frisuren

und Turnschuhen. Ich setzte mich. Das Mädchen links neben mir nutzte die Gelegenheit, unaufschiebbare Nachrichten in ihr Handy zu tippen. Sie beugte sich eifrig über das Display und schien sich durch nichts ablenken zu lassen. Erst als das Orchester nach einem fulminanten Höhepunkt halbwegs harmonisch mit Pauken und Trompeten eskalierte und ein donnernder Applaus einsetzte, schaute sie kurz hoch.

Mich überraschte ihre Schönheit. So musste Grace Kelly mit sechzehn ausgesehen haben. Das blonde Haar trug sie streng gescheitelt und im Nacken zu einem Pferdeschwanz zusammengekommen. Sie hatte klare hellblaue Augen, eine geradezu aristokratische Nase und die Körperhaltung einer Balletttänzerin. Ihre Kleidung entsprach den Herbert-Breitenbach-Standards. Der einzige Schmuck waren winzige Perlenohrstecker. Und das Handy hatte ein Vermögen gekostet.

Sie verschickte die SMS. Zwei Reihen vor mir drehte sich ein junger Mann zu ihr um. Sie lächelte ihn an. Wenig später bekam sie eine Nachricht auf ihr Handy, und so ging es die nächste Stunde hin und her. Zumindest die beiden schienen keine Langeweile zu haben. Ich schlief fast ein.

Mehrere Reden, zwei Klavierdarbietungen und eine letzte orchestrale Einlage später war die Feier vorüber. Die Gäste erhoben sich und begannen gepflegte Konversationen in mittlerer Lautstärke. Ich schlug mich Richtung Bühne durch und hielt nach Katharina Oettinger Ausschau.

Sie stand mit einem älteren Herrn zusammen. Das musste der Direktor sein, denn er begrüßte oder verabschiedete jeden Besucher persönlich und effizient. Er war groß, hatte eine silbergraue Löwenmähne und entsprach voll und ganz dem Klischee eines in die Jahre gekommenen, gut aussehenden Intellektuellen. Kantige Züge, eine wache Mimik, dazu eine volle, angenehme Stimme – kein Wunder, dass Katharina zu ihm in einer fast anbetenden Demut hochblickte. Als sie mich sah, unterbrach sie ihre Andacht und kam auf mich zu.

»Herzlich willkommen.« Das klang schon wieder ein bisschen von oben herab. »Ich hatte einen Platz für Sie freigehalten. Haben Sie sich verspätet?«

»Ich wollte nicht stören.«

»Kommen Sie. Ich möchte Sie mit unserem Schulleiter bekannt machen.«

Kladen, gerade im Gespräch mit einem Elternpaar, verabschiedete sich freundlich.

»Herr Kladen, das ist Joachim Vernau.«

»Sehr erfreut. Frau Oettinger hat mir schon einiges über Sie erzählt.« Auch er schüttelte mir die Hand. »Sie werden uns also in diesem Schuljahr unterstützen? Wir sind Ihnen wirklich außerordentlich dankbar, dass Sie uns in dieser Situation ...«

Er drehte sich um. Das Ehepaar war wieder an ihn herangetreten.

»Wir glauben nicht, dass es sich um einen Einzelfall handelt«, sagte der Mann. »Vielleicht sollte doch der Landeselternausschuss informiert werden.«

Kladen sah uns bedauernd an. »Frau Oettinger, seien Sie doch so nett und führen Sie Herrn Vernau ein wenig herum. – Folgen Sie mir bitte«, sagte er zu dem Ehepaar. »Wir sollten das nicht hier besprechen.«

Katharina nahm mich hinaus auf den Flur. Langsam löste sich die Feierstunde auf. Eltern standen in Grüppchen zusammen, Schüler rannten über die Treppen nach oben oder an uns vorbei in den Pausenhof.

Ich öffnete den Mund, um Katharina von meinem Erlebnis auf der anderen Straßenseite zu erzählen. Dann ließ ich es bleiben. All die Menschen in dieser Schule waren gut angezogen und sprachen akzentfrei Deutsch. Niemand trug Silberketten, mit denen man Autos abschleppen konnte. Und eine Garrotte würde man hier für eine mittelalterliche Tanzformation halten. Dagmar Braun mit ihren krausen, fliegenden Haaren, dem selbst gewebten Rock, dem

Klappmesser und der geklauten Zigarette erschien mir auf einmal wie aus einer anderen Welt.

Trotzdem nutzte ich die Gelegenheit, als Katharina im Vorübergehen einige Eltern persönlich begrüßte und in ein Gespräch verwickelt wurde, um kurz vor die Tür zu treten.

Der Strauß war verschwunden. Auf der anderen Seite der Straße, in der Alma-Mahler-Werfel-Schule, schien die Schulfest auch gerade beendet. Ein lärmender Schwall junger Menschen drängte heraus. Sie wurden von wesentlich weniger Erwachsenen begleitet als auf dieser Seite.

In diesem Augenblick kam Dagmar Braun durch die Tür. Sie blinzelte kurz in die Sonne, sah mich und winkte fröhlich herüber. Ich winkte zurück. Der Bus bog um die Ecke, und sie lief los, um ihn noch zu erreichen.

»Nicht gerade die Nachbarschaft, die man sich wünscht.« Katharina stand plötzlich wieder neben mir. »Aber wir konnten nichts dagegen tun.«

»Wogegen?«, fragte ich.

»Das Haus da drüben wurde nach der Wende als Verwaltungsgebäude genutzt. Später dann, nach der Bezirksfusion, stand es leer. Und dann haben sie an der Alma-Mahler-Werfel Asbest festgestellt. Die ganze Schule musste umziehen. Ausgerechnet hierher. Dabei gehört sie eigentlich zum Wedding. In der Senatsverwaltung hat man uns gesagt, das wäre nur ein Provisorium. Aber es dauert nun schon zwei Jahre. Und es wird langsam ein richtiges Problem.«

»Warum?«

Doch Katharina strahlte plötzlich an mir vorbei. »Auf Wiedersehen, Frau Schmidt. Schade, dass Ihr Mann nicht kommen konnte!«

Eine in Kamelhaar und Kaschmir gekleidete Mittvierzigerin verabschiedete sich. Sie reichte erst Katharina und dann, etwas zögernd, mir die Hand.

»Herr Vernau. Er ist Jurist und wird den Teen Court übernehmen.«

Ein erleichtertes Lächeln flog über Frau Schmidts Gesicht. »Sehr angenehm. Das beruhigt mich außerordentlich. Man hat Sie ja sicherlich über die Situation informiert und auch über die Maßnahmen, die ergriffen wurden.«

Katharinas Abschiedslächeln gefror.

»Äh, ja«, antwortete ich.

»Dann alles Gute und viel Glück.«

Sie ging die Treppe hinunter, auf dem Bürgersteig wartete bereits ihr grün-weiß gemusterter Sohn.

»Welche Situation, Frau Oettinger? Und welche Maßnahmen?«

Katharina korrigierte den Sitz ihrer Brille und vermied es dabei, mich anzusehen. »Ich denke, dafür ist später noch Zeit. Oder wollen Sie die gesamten Teen-Court-Akten gleich hier auf der Treppe durchgehen?«

»Nein, natürlich nicht.« Nachdenklich sah ich Frau Schmidt hinterher.

Mit einer Handbewegung wies sie ins Innere des Hauses. »Ich würde Ihnen als Erstes gerne den Unterrichtsraum zeigen.«

Wir stiegen hinauf in den ersten Stock. Von der Galerie führte ein Gang in den Haupttrakt des Gebäudes. Der Flur war nicht ganz so breit wie der im Erdgeschoss. Durch die geöffneten Türen fiel mein Blick in helle, freundliche Räume, in denen vereinzelt Schülergruppen lachend und diskutierend zusammenstanden.

»In diesem Flügel befindet sich die Oberstufe, also die Klassen zehn bis zwölf. Die dreizehnte gibt es bei uns nicht mehr. Wir sind der Landesschulordnung gerne um ein paar Jahre voraus. Unsere Schnellläuferzüge sind sehr begehrt. Was dazu führt, dass das Abitur bei uns mittlerweile gerne schon in der elften Klasse gemacht wird. Es gibt drei elfte Klassen. Aber nur eine zwölfte. In der sind die Schüler, die eben ein bisschen mehr Zeit brauchen.«

Sie lächelte entschuldigend und ging vor mir durch die letzte Tür auf der linken Seite.

»Oh.«

Die junge Grace Kelly und ihr Handy-Partner fuhren erschreckt auseinander. Katharina blieb im Türrahmen stehen und musterte die beiden missbilligend.

»Sie erwarten nicht, dass ich anklopfe?«

»Nein ... Entschuldigen Sie bitte.«

Grace Kelly errötete. Ihr Freund hatte Gott sei Dank noch nicht einmal eine entfernte Ähnlichkeit mit Bing Crosby. Er war einen Kopf größer als sie, schien mir sehr muskulös für sein Alter und trug ein breites amerikanisches Lächeln in seinem kantigen Gesicht. Grace Kelly legte den Arm um die Hüfte des Jungen und sah Katharina ruhig, fast provozierend ruhig, an. Er machte sich los und trat einen Schritt zur Seite.

»Darf ich fragen, was dieser Aufzug soll?«

Der Junge trug ein lässiges Sweatshirt und Jeans. Das Sweatshirt war schwarz, und die Jeans war blau.

»Noch sind Ferien, Frau Oettinger«, sagte er und schob selbstbewusst die Hände in die Hosentaschen. Katharina musterte ihn von oben bis unten.

»Sie irren sich, Mathias. Heute ist der erste Schultag. Ich erwarte, dass Sie sich an die Regeln halten. Und Sie, Samantha, sollten Ihre Klassenkameraden dazu anhalten, ebendiese Regeln zu befolgen.«

Samantha presste die Lippen aufeinander und sah an ihr vorbei. Mathias aber lächelte sie an, und von diesem Lächeln hätte ich mir gerne eine Scheibe abgeschnitten. In zwanzig Jahren könnte der Junge damit Präsidentschaftskandidat der Vereinigten Staaten werden.

Katharina brachte es offenbar aus dem Konzept. Bevor das unangenehm werden konnte, trat ich einen Schritt vor und streckte beiden die Hand entgegen.

»Mein Name ist Joachim Vernau. Ich bin der Nachfolger von Herrn Sebald.«

Mathias wurde schlagartig ernst und ergriff nach kurzem Zögern meine Hand.

»Mathias Zöllner. Ich bin Klassensprecher. Heißt das ..., es gibt den Teen Court wieder?«

Er wechselte einen kurzen Blick mit Samantha, die offenbar genauso erstaunt war wie er.

»Selbstverständlich. Solange ich da bin, wird es auch den Teen Court geben. Schließlich geht es ja um eure Zukunft. Und um die der HBS.« Katharina klang fast triumphierend.

Samantha huschte an uns vorüber in den Flur. Mathias schien kurz zu überlegen, wie er reagieren sollte. Dann entschied er sich ebenfalls für einen schweigenden Rückzug.

Katharina ging ans Fenster und öffnete es mit einiger Mühe. Frische Luft strömte herein und mit ihr der gedämpfte Straßenlärm, Vogelgezwitscher und das Rauschen der dicht belaubten Baumkronen. Sie drehte sich zu mir um, und ich entdeckte abermals rote Flecken an ihrem Hals.

»Damit haben Sie auch schon unseren Klassenclown kennengelernt.«

Sie ging zu einem Stuhl und setzte sich. Heute trug sie ein dunkelblaues Kostüm, das für diesen Tag eindeutig zu warm war. Ihr musste heiß sein, denn die roten Flecken breiteten sich jetzt auch auf ihren Wangen aus.

»Jede Jahrgangsstufe hat einen von dieser Sorte. Sie fühlen sich als die geborenen Anführer. Niemand widerspricht ihnen. Sie haben eine natürliche Autorität, die niemals in die Schranken gewiesen wurde. Es gehört auch zu unseren Aufgaben, diese Schranken neu zu definieren.«

»Ist die Schuluniform denn obligatorisch?«, fragte ich sie.

»Genauso obligatorisch wie das Befolgen der Hausordnung. Lassen Sie sich bitte im Sekretariat ein Exemplar aushändigen. – Entschuldigen Sie bitte.«

Ihr Handy klingelte leise. Sie hob es ans Ohr und lauschte angestrengt.

»Selbstverständlich. Ich komme.«

Sie stand auf. »Herr Kladen braucht mich. Kommen Sie allein zurecht?«

»Natürlich.«

Hastig verließ sie den Raum. Ich ließ die Tafel noch ein paarmal hinauf- und herunterfahren, umrundete dann die Tischinsel und zählte die Stühle. Zwölf. Zwölf Stühle für die zwölfte Klasse. Mein Blick fiel auf einen Spruch über der Tür. *Lernen währet lebenslänglich.* H. Breitenbach

Erst als ich die Tür heranzog, um sie hinter mir zu schließen, bemerkte ich den dreizehnten Stuhl. Er stand an der Wand und sah irgendwie verloren aus. Jemand hatte ein schwarzes Band um die Lehne geschlungen. Ich trat näher, und mit einem Mal erkannte ich, vor was ich stand: Es war ein Trauerflor. Jemand aus dieser Klasse war gestorben.

Erst jetzt merkte ich, wie still es geworden war. Die ganze Etage schien wie ausgestorben. Ich spürte ein Prickeln, als meine Nackenhaare sich hochstellten: Ich war nicht allein. Jemand war in der Nähe und beobachtete mich.

»Hallo?«

Ich trat in den Flur und sah mich nach beiden Seiten um. Er war leer. Als ich mich in Richtung Erdgeschoss bewegte, hörte ich ein Geräusch hinter meinem Rücken. Reflexartig drehte ich mich um.

Am anderen Ende des Flures fiel eine Tür ins Schloss.

Schnell machte ich mich auf den Weg nach unten. Im Treppenhaus hörte ich endlich wieder Gesprächsfetzen, doch sie hallten von den hohen, dicken Wänden wider und waren nicht zu verstehen. Als ich die Stufen hinunterging, erkannte ich Katharinas Stimme, die beruhigend auf jemanden einwirkte. Ich beugte mich über die Brüstung. In der Eingangshalle standen Kladen und das Ehepaar, dem er sich kurz nach unserem Bekanntmachen gewidmet hatte. Katharina ging ein paar Schritte voraus und lotste sie offenbar gerade Richtung Ausgang.

Das Ehepaar wollte aber nicht gehen.

»Ich bin ganz und gar nicht zufrieden. Ich möchte, dass diese Dinge auch im Lehrerkollegium diskutiert werden.«

»Wir haben das bereits diskutiert.« Katharina war die personifizierte Verbindlichkeit. »Der Verantwortliche wurde entfernt. Wir haben klare Verbote erlassen. Mehr können wir nicht tun.«

Der Mann war anderer Meinung. Sein Ton wurde schärfer. »Diese Verbote bringen doch nichts. Jetzt geht das heimlich weiter. Wenn sich nichts ändert, werde ich meine Zuwendungen erheblich ...«

Er sah hoch zu mir. Ich war einige Stufen tiefer geschlendert und tat so, als ob ich mich ausschließlich für die Ornamentik schinkel-scher Schulfenster interessierte. Kladen nutzte die Gelegenheit und kam mir erfreut entgegen.

»Herr Vernau. Entschuldigen Sie bitte. Aber Eltern gehen vor!«

Ich nickte und trat zu der kleinen Gruppe. Der Mann war Anfang fünfzig, trug eine konservative Krawatte und eine randlose Brille. Seine Frau war einen halben Kopf kleiner als er, das Bemerkenswerteste an ihr waren ihre unglaublich dünnen Beine und die Tatsache, dass sie selbst an einem sehr warmen Spätsommertag dunkle Strumpfhosen trug. Beide entschlossen sich bei meinem Anblick, das Gespräch nicht weiter zu vertiefen.

»Wie gesagt.« Der Mann verabschiedete sich mit einer knappen Verbeugung. »Ich erwarte Konsequenzen. Sonst werden wir sie ziehen.«

Herr Kladen schob seine Hand unter meinen Arm. »Darf ich Ihnen noch ...«

»Guten Tag.«

Die beiden gingen hinaus.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte ich.

Katharina und Kladen strahlten mich an. »Bestens«, sagten sie wie aus einem Mund.

Ich stand auf der Straße und sah noch einmal die schöne, strenge Fassade hoch. Man hatte mich freundlich mit dem Hinweis hinauskomplimentiert, dass bürokratische Pflichten eine Vielzahl von unaufschiebbaren Überstunden verlangten, und so war ich nicht dazu gekommen, Kladen und Katharina nach dem dreizehnten Stuhl zu fragen.

Ich sah noch einmal zu der Stelle auf der Treppe, wo die Blumen gelegen hatten. Ein kleiner weißer Gegenstand funkelte im Sonnenlicht. Jeder andere hätte ihn übersehen, aber ich war neugierig, in was sich der Strauß wohl verwandelt hatte, und betrachtete mir das Ding genauer.

Es war ein seltsames Ding. Ich hob es auf, drehte und wendete es und konnte mir keinen Reim darauf machen. Es war ein fast rund geschliffenes Stück Holz von der Größe einer mittleren Murmel. Der Schliff war in Facetten gesetzt, und jede der einzelnen Flächen war mit einer Ziffer markiert. Ich hatte so etwas noch nie gesehen: einen Würfel mit sechsunddreißig Seiten.

Ich überlegte einen Moment, was ich mit meinem merkwürdigen Fund anfangen sollte, dann ließ ich ihn in meine Jackentasche gleiten. Das hier war eine normale, gute Schule. Mit ganz normalen, netten Schülern. Nur ihre Spiele waren wohl ein bisschen anders. Und ihre Eltern auch.

Was unseren Volvo betraf, so wurde ich von Marie-Luise über die Stadien seines Verfalls in regelmäßigen Abständen auf dem Laufenden gehalten. Das lag weniger an einem plötzlich erwachten Interesse an Kardanwellen und Anlassern, es lag an Jazek.

Als Jazek Zielinski die Stadt zum ersten Mal sah, war er siebzehn und verkaufte mit seinem Onkel und seinem Cousin Rohpolnische auf einem öden Stück Land, das man Potsdamer Platz nannte. Hinter ihm wurden gerade die letzten Betonteile der Mauer abgerissen und von findigen Landsleuten in fünfmarkstückgroße Stücke zerlegt, mit deren Erlös sie noch über Jahre ihre Großfamilien in den

entlegensten Woiwodschaften ernährten. Vor ihm stapften die Bewohner der Stadt durch knöcheltiefen Matsch und erstanden billige Butter und echt böhmisches Kristall, von dem man am geöffneten Kofferraum noch schnell den Aufkleber »Made in China« abgekratzt hatte. Sie machten gute Geschäfte, doch nachdem sie zum zweiten Mal an der Grenze erwischt und die Rohpolnischen gnadenlos konfisziert worden waren, machte sich Jazek Gedanken, ob man die Goldgräberstimmung noch anders als durch Wurstverkauf für sich nutzen könnte. Da er nicht vorhatte, ernsthaft straffällig zu werden, begann er eine Lehre in einer Autowerkstatt nahe Küstrin. Dort wurden vor allem westdeutsche Wagen auf polnische Bedürfnisse umfrisiert, die zuvor in langen Kolonnen aus dem ostbayerischen Raum Richtung Slubice geschleust worden waren. Er lernte alles, was man lernen musste, um Tacho und PS auf den neusten Stand zu bringen. Mit diesem Wissen kehrte er Jahre später in die Stadt zurück und fand schnell Arbeit und Lohn. Da Jazek nicht nur fingerfertig, sondern auch ansehnlich war, ließ er sich in einem Hinterhof am Rosa-Luxemburg-Platz nieder, wo sich seine Jugend und sein proletarischer Charme auch bald in dem sich ausdehnenden intellektuellen Speckgürtel rund um die Volksbühne herumsprachen. Erst ließen die Dramaturgiehospitantinnen und Schauspielschülerinnen ihre schrottreifen Wartburgs bei ihm reparieren, dann verbreitete sich sein Ruf unter den Damen der Verwaltung und machte schließlich auch unter den Bühnenmeistern und Regisseuren die Runde. Jazek, von großer handwerklicher Begabung, wurde mehrmals zu Hilfsdiensten beim Bühnenaufbau gerufen, verdiente gutes Geld und schlitterte so, ohne es zu wollen, in eine Inszenierung von Anderlechners »Kreuzigung«, bei der er jeden Abend ein anderes schrottreifes Auto auf der Bühne mit dem Schmiedehammer zertrümmern durfte. Dies sicherte ihm nicht nur den Beifall des Publikums, sondern auch über Monate hinweg gute Geschäfte mit der »Autoverwertung Kasimiercz«, die ihm den Nachschub lieferte und bis zu jener denkwürdigen Razzia – Gott

sei Dank erst nach Absetzung des Stücks – als einer der führenden Ausbildungsbetriebe für den Autoknackernachwuchs galt.

Jazeks Fangemeinde wuchs mit seinem Ruhm, denn mittlerweile galt er als der Gott der Schrauber, der selbst klinisch totes Blech wieder zum Leben erwecken konnte. Da er bei Studentinnen nach wie vor sehr mit sich handeln ließ, vor allem wenn sie hübsch waren und erkennbar Lust auf einen nonverbalen interkulturellen Austausch hatten, lief seine Werkstatt wie Schmieröl.

Wie durch ein Wunder blieb sogar der Hinterhof erhalten. Das dazugehörige Haus war eine der letzten heruntergekommenen Vor-Wende-Ruinen, ein vergessener, abbruchreifer Kasten, der von einer Vielzahl skurriler Gestalten bewohnt wurde, bei denen Jazek, der Freak vom Rosa-Luxemburg-Platz, noch als Spießler galt.

Im Sommer trug er grundsätzlich weder Hemd noch Schuhe. Er lief mit nacktem Oberkörper durch die Stadt, und seine Füße waren schwarz von Straßendreck und Motoröl. Schon vor Jahren hatte er begonnen, sich tätowieren zu lassen, und die jüngste Stichelei auf der Innenseite seines Unterarms war das Logo einer zur Touristenkaschemme heruntergekommenen Hard-Rock-Kneipe und sicherte ihm dort auf Lebenszeit freien Eintritt. Zu Berlin sagte er immer noch *die Stadt*, und einmal im Monat schloss er sich einer Fahrge-meinschaft nach Küstrin an, wo er seine Lebensmitteleinkäufe rund die Hälfte billiger als in Berlin tätigte und von wo er niemals zurückkehrte ohne eine blasse, nach Heimat duftende Rohpolnische.

Ich fand Marie-Luise am frühen Nachmittag in ebendiesem Hinterhof, wo sie vor der verschlossenen Garagentür nervös auf und ab tigerte wie ein Vater vor dem Kreißsaal. Aus dem Inneren waren metallische Geräusche zu hören.

»Und?«, fragte ich.

»Warten.«

Sie zündete sich eine Zigarette an. Jazek war die letzte Hoffnung für den Volvo. Wenn er sagte *rien ne va plus*, dann war der Urteils-spruch ohne Hadern anzunehmen.

»Es wird schon nicht so schlimm«, sagte ich.

Marie-Luise sah mich kurz an und zuckte dann mit den Schultern. Sie würde niemals zugeben, dass ein Auto mehr als ein Auto war. Der Volvo war ihr erster Westler. Sie hatte ihn kurz nach der Wende gekauft, schon damals war er nicht mehr der Jüngste, sie hatte ihn von TÜV zu TÜV gerollt, ihn verachtet und verflucht, in den durchgessenen Sitzen geliebt, gelacht und geweint, und jetzt war er einfach hochbetagt und leidend.

Um sie abzulenken, erzählte ich ihr von meinem ersten Schultag. Ich unterschlug die Alma-Mahler-Werfel und schilderte stattdessen die ermüdenden Feierlichkeiten.

»Hört sich ja prickelnd an«, resümierte Marie-Luise. »Wann gibt es eigentlich Kohle?«

»Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich muss ich erst mal dafür arbeiten.«

»Sind die Kids da wirklich so kriminell, dass sie ein eigenes Gericht brauchen?«

Darüber hatte ich auch schon nachgedacht. Spätestens seit Frau Schmidts merkwürdiger Andeutung. »Was hat dir denn deine Freundin so erzählt? Ich meine, als ihr euch über meine pädagogischen Fähigkeiten ausgelassen habt. – Und nur über die, will ich hoffen.«

»Soll ich ehrlich sein?«

»Ich bitte darum.«

Marie-Luise trat die Zigarette aus und setzte sich auf einen Stapel Reifen, der in der Sonne vor sich hin stank.

»Ich glaube nicht, dass du erste Wahl warst. Du bist wohl eher ein Akt der Verzweiflung. Sie haben einfach auf die Schnelle niemanden gefunden. Im Grunde genommen hätten sie auch einem Straßenschild eine Anzugjacke überwerfen können. Guck mich nicht so an. Oder hast du tatsächlich an ihren Schmus mit deinem gewandten Auftreten und deiner juristischen Brillanz geglaubt? – Echt?«

Sie lachte und schüttelte den Kopf. »Katharina ... Als wir uns



Elisabeth Herrmann

Die siebte Stunde

Roman

Taschenbuch, Klappenbroschur, 448 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48470-6

Goldmann

Erscheinungstermin: Dezember 2015

Ein teuflisches Spiel, ein rätselhafter Selbstmord und ein quälendes Geheimnis: Als Joachim Vernau die Möglichkeit bekommt, an einer Berliner Privatschule zu unterrichten, begegnen ihm die Schüler voller Feindseligkeit. Sie leben in einer ganz eigenen Welt, sind fasziniert von dunklen Ritualen und haben sich einem mysteriöses Rollenspiel verschrieben. Vernau ahnt zunächst nicht, dass sie sich in gefährlichen Gefilden bewegen – doch als er herausfindet, was hinter dem Schweigen der Schüler steckt, ist es schon fast zu spät ...



[Der Titel im Katalog](#)